

Berfin Yesildeniz, Pflegefachfrau am Universitätsspital Basel

Zwei Welten

Berfin Yesildeniz ist Pflegefachfrau am Universitätsspital Basel und eine der engagierten «Jungen» im VPOD. Den Namen und das stark ausgeprägte Gerechtigkeitsempfinden hat ihr der kurdische Vater mitgegeben.

| Text: Christoph Schlatter (Foto: Alexander Egger)

Nein, die Kollegin wird nicht böse: Sie ist es gewohnt, dass man sie auf ihren Namen anspricht, dem anzusehen ist, dass zumindest ein Teil ihrer Vorfahren beim Rütli Schwur höchstens per Skype zugeschaltet war. Der Vater floh als junger Mann vor Verfolgung aus seiner kurdischen Heimat und heiratete eine Luzernerin. Mit den Kindern kurdisch oder türkisch zu sprechen, hat er, um Integration in der Schweiz bemüht, verpasst. Berfin Yesildeniz bedauert auf Baseldeutsch, dass sie so um zusätzliche «Gratis-Sprachen» kam. Andere, wohl wichtigere Dinge hat das Elternhaus vermittelt: das Interesse für Politik, ein Gefühl für Gerechtigkeit und den Glauben an die Veränderbarkeit der Verhältnisse. Diese Elemente haben die junge Pflegefachfrau schon während der Ausbildung in den VPOD geführt.

Unterbesetzte «Chaos-Chirurgie»?

Heute arbeitet sie auf der Station Chirurgie 6.2 des Basler Universitätsspitals. Turbulent geht es da zu, wo in 36 Betten Patientinnen und Patienten zwecks urologischen, handchirurgischen oder plastisch-chirurgischen Eingriffen liegen. Hier ist ein Handgelenk zusammengeflochten worden, dort eine Prostata entnommen. Brandnarben macht man wieder ansehnlich, und nach Krebs-OPs entfernte Brüste modelliert man neu. Selbst Geschlechtsumwandlungen gehören zum Repertoire und zeitigen präsentable Resultate, zumindest in der häufigeren und chirurgisch weniger diffizilen Richtung von Mann zu Frau. Die Abteilung ist jüngst aber wegen anderem in die Schlagzeilen geraten: Als «Chaos-Chirurgie» wurde die 6.2 in der Presse betitelt. Auslöser der Misere war Unterbesetzung. Ein gesitteter Übergang auf das neue Pflegekonzept namens «Lean Hospital», dem viele ohnehin skeptisch gegenüberstanden, war unter diesen Bedingungen nicht möglich.

Jetzt, wo sich die Lage – auch dank dem VPOD – deutlich entspannt hat, werden

Pflegefachfrau Berfin Yesildeniz glaubt an die Veränderbarkeit der Verhältnisse.



durchaus auch positive Aspekte des neuen Systems sichtbar. Dieses beruht darauf, dass die Pflegenden mit einem computerbestückten Wägelchen unterwegs sind, dem sie Patientendaten ebenso wie das wichtigste Material entnehmen und das daher zahlreiche Gänge überflüssig macht. Sitzungen nach alter Art finden kaum mehr statt, eher setzt man auf den kurzen mündlichen Austausch im Stehen oder die Kommunikation via zentrales Brett. Gewisse Dinge, etwa die bedarfsgerechte Disposition des Personals innerhalb der Station, funktionieren sehr gut. Sobald allerdings der Verdacht aufkommt, das Konzept diene in erster Linie einer weiteren Ökonomisierung des Gesundheitswesens, senkt sich der Daumen.

Auch die Fallpauschalen, mit denen man notgedrungen umzugehen gelernt hat, laufen laut Berfin Yesildeniz im Kern dem pflegerischen Ethos zuwider. Dieses will die Dauer eines Spitalaufenthalts nicht von Rendite-Überlegungen diktiert haben. Viel – und vor allem viel mehr – liesse sich erreichen, wenn die Pflegenden ihre Kritik nicht nur, wie es häufig vorkommt, hinter vorgehaltener Hand äusserten. Die Erfahrungen des VPOD bei der Mobilisierung des Pflegeper-

sonals sind durchgezogen; trotz grossem Einsatz – und obwohl der VPOD in Basel an der Aushandlung eines sehr guten Spital-GAV beteiligt war – wächst die Mitgliedschaft in den Spitälern nicht exponentiell.

Andere Verhältnisse

Ungeachtet aller Kritik an organisatorischen und ökonomischen Rahmenbedingungen und auch an der Lohnhöhe, die der Belastung und der Verantwortung von Pflegefachpersonen schwerlich entspricht: Das Niveau des schweizerischen Gesundheitswesens und namentlich des Basler Universitätsspitals ist hervorragend, und Berfin Yesildeniz arbeitet gerne dort. Bewusst wurde ihr das bei einem freiwilligen 13-wöchigen Auslandeinsatz, den sie letztes Jahr in Ghana geleistet hat. Im Norden des westafrikanischen Landes wohnte sie bei einer muslimischen Familie (1 Mann, 2 Ehefrauen, 10 Kinder) und arbeitete in einem Krankenhaus, wo es an fast allem mangelte, zumal an Wasser und sterilem Material. Und wo folglich viele starben, die man in Basel wohl zu den leichteren Fällen gezählt hätte. Zwei Welten seien das, sagt die Kollegin. Und das sei schwer hinzunehmen, wo wir doch alle auf einer Welt lebten.